

## Aus den Erinnerungsblättern eines Muttenzers [D. Tschudin-Spänhauer]

Autor(en): Wilhelm Kradolfer

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1938

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/bed583aa-45dc-491d-8c1c-146463dc655a>

### Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

## Aus Erinnerungsblättern eines Muttenzers.

Mitgeteilt von Wilhelm Kradolfer

Die vorliegenden, nur auszugsweise wiedergegebenen Aufzeichnungen eröffnen einen Blick in die kleine Welt eines einfachen Landmannes. Es ist nicht ohne Reiz zu beobachten, wie sich in einem Winkelchen schweizerischer Landschaft ein Teil des großen Weltgeschehens spiegelt. Viel Klugheit und bodenständiger Realismus steckt in den Beobachtungen und Betrachtungen unserer bäuerlichen Altvordern über den Verlauf der Geschichte. Dabei ist es durchaus nichts Neues und sicher nichts Ueberwältigendes, was wir diesen schlichten Aufzeichnungen entnehmen können. Ihr Verfasser, *Daniel Tschudin-Spänhauer*, lebte von 1804—1885; er war Landwirt in MuttENZ, vorzugsweise Rebbauer, daneben Wuhrmeister an der Birs, Friedensrichter und Mitglied des Gescheids. In vorgerücktem Alter hat er, weil «zu schwerer Arbeit untauglich geworden», seine Erinnerungen niedergeschrieben. Wir greifen davon nur das heraus, was er wirklich selbst erlebt hat, weil daran das Frische und Echte des eigenen Schauens haftet.

### *Kriegsläufe.*

Seine Jugenderinnerungen reichen zurück in die unruhvolle Zeit der napoleonischen Kriege; deutlich steht ihm vor Augen, wie ein Namensvetter Johann Tschudin «Weinbergs» als Grenadier-Sergeant Abschied nimmt, um mit den roten Schweizern unter den Adlern des Korsen nach Rußland zu ziehen. Alles im Dorf meinte: «Es ist doch schade um den braven Soldaten.» Man hat ihn nie zurückkehren sehen.

Dem bei Leipzig geschlagenen Kaiser folgten die verbündeten Heere Rußlands, Oesterreichs und Preußens.

Im kalten Winter 1813—14 erreichten sie die Schweizergrenze. Die von der Tagsatzung aufgebotenen Truppen waren zu schwach, um die Neutralität wirksam schützen zu können, und zogen deshalb ab. In der zweiten Hälfte des Dezembers überschritten die Alliierten den Rhein, und Basel und dessen Umgebung wurde von Truppen überschwemmt. Den braven Muttentzern schien es, als habe sich der Boden geöffnet, und «die ganze Menschheit seit Erschaffung der Welt ziehe durch unser Vaterland». Besonders eindrucksvoll waren dem fast zehnjährigen Bublein die Einquartierungen, von denen er folgende Einzelheiten zu erzählen weiß:

«Am Thomastag, drei Tage vor Weihnachten 1813, wurde unsere Gemeinde mit starker Einquartierung überladen; als die Truppen gegen Abend einrückten, wurden viele Einwohner mit 50 und mehr Mann bedacht. Mein Vater selig erhielt in seine beschränkte Behausung 16 Mann nebst einem Arzt und einem Feldweibel zugewiesen. Wir Kinder mußten in einer Dachkammer untergebracht werden; der Feldweibel und der Arzt legten sich in das Bett der Eltern. Der übrigen Mannschaft mußte in den Stuben und in der Küche Stroh zurechtgelegt werden. Die Mutter selig war gezwungen, in ein und derselben Nacht neben dem Kochen dreimal Brot zu backen; jedesmal wurde es ihr von den Soldaten noch ganz heiß aus den Händen gerissen, so daß wir Kinder am Morgen keines bekamen.

Im Stalle wurde die Kuh losgebunden und an ihrer Stelle zwei Zugpferde eingestellt. Man riß die Scheunentore aus den Angeln, damit ein Wagen mit Zwieback einfahren konnte. In andern Häusern hausten sie auf ähnliche Art und oft noch viel ärger.

Am anderen Morgen wurde zum Appell getrommelt, worauf sich eine starke Kompagnie vor unserem Hause besammelte. Beim Verlesen wurden die Schuhe nachgesehen, wobei jeder Soldat wechselweis die seinigen zeigen mußte. Hatte nun einer durchlaufene Schuhe, so kriegte er mit einem Haselstock Schläge, worauf er wehklagend

um Schonung bat. Das alles konnten wir Kinder durch das Dachfenster mit ansehen, jedoch nicht verstehen.»

«Immerfort rückten starke Massen von Nachzüglern im Dorfe ein, so daß wir stets frische Einquartierung erhielten. So ging's bis zum Friedensschluß» . . .

«Während des Bombardementes von Hünigen zitterten die Häuser und klirrten manchmal die Fensterscheiben, je nachdem große Geschosse gebraucht wurden. Viele der bei uns einquartierten Soldaten, welche solches noch nie mit angehört hatten, begannen zu zittern. Wir Buben begaben uns mit ihnen auf eine Anhöhe und beobachteten, wie die Bomben in der Luft sich kreuzten.

Nach der Kapitulation Hünigens (Kapitulationsvertrag der ersten Uebergabe, am 15. April 1814 unterzeichnet. d. H.) sagte der Vater an einem Sonntag: ‚Jetzt, Buben, wollen wir einmal nach Hünigen, um Augenzeugen der Verheerungen zu sein; ihr werdet euer Lebtage dran denken.‘ — So geschah es auch wirklich. Als wir vor dem St.-Johannis-Tor auf dem Lysbüchel ankamen, zeigten sich schon die Spuren der Beschießung, aber erst recht bei dem in den Grund geschossenen Mäuseturm. Zu diesem soll laut Sage die französische Besatzung von Hünigen aus einen unterirdischen Gang und darin eine Wache gehabt haben. Der tiefe und breite Graben um den Turm war mit toten bayerischen Jägern angefüllt. Diese hatte man mit ein wenig Erde so zugedeckt, daß noch Spuren menschlicher Ueberreste herausragten: Hände, Füße, Köpfe. Trat man darauf, so wankte man, als wäre man auf dem Mist. Auch herrschte an dieser Stelle ein Gestank, daß man es nicht lange aushalten konnte. Durch die im Zickzack geführten Laufgräben näherten wir uns den Wällen; überall lagen noch Geschützkugeln herum. Innerhalb der Festung fielen uns die langen Tannen auf, die dicht nebeneinander an die Häuser gelehnt waren, insbesondere aber an die großen Kasernen. Diese Stämme sollten die großen Geschosse der Belagerer auffangen oder ableiten. In den Kasematten konnten wir uns des entsetzlichen Gestankes

wegen wieder nicht lange aufhalten. So traten wir den Heimweg an. Die Bomben hatten in die feste Straße solche Löcher geschlagen, daß man große Bockten (Bottiche) hätte darein stellen können.»

Die Schilderung der Einquartierung läßt erkennen, welch drückende Lasten der Durchmarsch fremder Heere insbesondere den ärmeren Bevölkerungsschichten auferlegte. Tschudin klagt bewegt über die Requisitionen während fünfzehn Jahren. Oft mußten die Bauern der Truppe noch die Bagage nachführen, «wobei oft die Fuhrleute samt den Pferden ganze Monate lang nicht heimkehren konnten». Den Gemeinden entstanden durch die vielen Anforderungen der fremden Truppen gewaltige Unkosten. Dazu kam noch Mißwachs, «denn vom Jahr 1812 bis 1819 hat es wenig oder fast gar keinen Wein gegeben». So wurde die Lage der ärmeren Bauernbevölkerung bedenklich; Betreibungen und Ganten waren an der Tagesordnung. «Bei so unruhigen und kriegerischen Zeiten wollte niemand mehr Güter kaufen; der Güterpreis sank so sehr, daß an manchen Ganten nicht einmal die Hälfte des früheren Ankaufspreises gelöst wurde. Bürgschaften wurden manchem zum Verhängnis und brachten viele in Konkurs . . .»

#### *Von guten und schlechten Jahrgängen.*

Im naturhaften Gang des bäuerlichen Daseins spielen fruchtbare und schlimme Jahrgänge die Hauptrolle. Deshalb erwähnt unser Gewährsmann gewissenhaft die außerordentlich günstigen, aber auch die ertragsarmen Jahre. Dabei mag auffallen, welche Bedeutung der Weinbau damals in unserer Gegend noch hatte. Wir lassen einige Jahrgänge aus dem ersten Drittel des Jahrhunderts folgen.

1816.

«Ist ein so nasser und kalter Jahrgang gewesen, daß es in der Kirschenernte einmal schneite. Durch das anhaltende Regenwetter wuchs der Rhein stark an, beim

Auhaus stieg er bis zur Türe. Getreide und Futter mußten oft naß heimgeführt werden; die Garben schlugen manchmal auf dem Stock wieder aus. In den Mühlen gab's wenig und schlechtes Mehl, und nur selten hat man ein gutes Brot zu Gesicht bekommen. Die spärlichen Trauben wurden gar nicht zeitig; sie wurden auf einem Reibstein gemahlen, mit Apfeltrasch vermengt und so gepreßt.»

1817.

«Ist eine so teure Zeit eingetreten, daß ein Sack Erdäpfel zwei Dublonen galt; Frucht und Mehl waren gar nicht mehr zu kaufen. Die Regierung sah sich zu einer Geldaufnahme gezwungen, um den Leuten Brotgetreide zu verschaffen. Es gab eben noch keine Eisenbahnen; die Zufuhr mußte auf der Achse befördert werden.»

1819.

«Bis zu diesem Jahr hat es im Bann Muttentz sehr wenig Wein gegeben. Ein schöner Herbst war in Aussicht; aber am Bartholomäustag (24. August) zerstörte ein Hagelwetter den inneren Rebbögen, so daß kein Laub an den Reben blieb und ganze Rebbögen mit Trauben daran durch den Dorfbach fortgeschwemmt wurden. In den Dachrinnen fand man drei Tage später noch ganze Haufen Schloßen. Das Unglück brachte die Leute fast zur Verzweiflung; einige drückten sich aus, sie möchten bald lieber auf das Leben verzichten.»

1822.

«Ist ein so früher Jahrgang gewesen, daß im Baselbann am letzten Maitag hat können Wintergersten geschnitten, gedroschen, gemahlen, gebacken und gegessen werden. Ende August wurde geemdet und gehebstet. Es gab sehr wenig, aber guten Wein und war in kurzer Zeit mit demselben aufgeräumt. Wir haben in diesem Jahr auf ein und demselben Acker zweimal reifes Mus, sage Erbs, ernten können.»

1828.

«Hat es einen schönen Herbst gegeben, und war der Wein recht gut. In diesem Jahr ist die Landfestig zu Basel unter der Rheinbrugg bei einer ungeheuren Kälte erbaut worden, wobei unser 12 Mann von Muttentz mitgearbeitet haben.»

1834.

«Ist ein reich gesegnetes Jahr gewesen; besonders der Wein fiel in Quantität und Qualität befriedigend aus. Das hat in Muttentz besser gefallen als die eben durchgemachten langen Kriegsgeschichten.» (Gemeint sind die Dreißiger Wirren.)

1835.

«Hatten wir wieder einen schönen Herbst in Aussicht, aber bevor die Trauben ganz reif oder zeitig waren, erfolgte ein Orkan, sage Sturmwind, so daß ein großer Teil der Reben mit samt den Trauben in den Boden geschlagen wurde. Dann kam ein Schneefall; am andern Morgen war die Erde mit einer fünf Zoll hohen Schneeschicht bedeckt. Darüber gerieten die Leute fast in Verzweiflung in der Meinung, es wolle der Winter gänzlich eintreten. Nach zwei Tagen war der Schnee zusammengeschmolzen und mit dem Herbst konnte begonnen werden. Der Wein jedoch ließ viel zu wünschen übrig. Er blieb sauer und hatte eine Farbe wie Lauge; deshalb konnten wir ihn nicht verkaufen.»

1837.

«Indessen wurde viel davon gesprochen, daß ein gewisser Herr Friedrich von Glenck, ein Hof- und Oberbergrat aus Gotha, sich darum beworben habe, auf landschaftlichem Gebietsteil nach Salz zu bohren, und zwar bei dem Rothen Haus. Es sei ihm gelungen, in über 400 Fuß Tiefe ein reiches Salzlager aufzufinden. Jetzt kommt der Regierung von Baselland eine reiche Einnahmequelle durch den Salzzehnten zu.»

*Dreißiger Wirren.*

Tschudins Stellung in den Trennungsunruhen ist gegeben; er ist mit Leib und Seele «Patriot» und «Aristokratenhasser»; seine parteimäßige Voreingenommenheit läßt alles gering achten, was Basel während der Restaurationszeit für die wirtschaftliche und geistige Hebung der Landschaft getan hat. Vergessen ist der tatkräftige Beistand während der Hungerjahre 1816—17 und die weitherzige Hilfe nach der Wassernot von 1830. Am meisten Anerkennung finden noch die Bemühungen des landwirtschaftlichen Vereins; unbekannt scheint ihm jedoch zu sein, daß dieser eine Gründung der Gemeinnützigen Gesellschaft Basels ist, und daß dessen städtische Mitglieder die tätigsten und anregendsten waren. Er war eine Frucht der oben beschriebenen schweren Teuerung- und Mißwachzeiten; man hatte damals auch in Basel die Bedeutung der Landwirtschaft erkannt und schon 1818 die in den Revolutionswirren untergegangene Oekonomische Gesellschaft wieder aufleben lassen.

Wie bei allen Bauernerhebungen spielen Steuern und Abgaben eine Hauptrolle; ihre Milderung oder Aufhebung liegen den davon Betroffenen oft mehr am Herzen als die formale Rechtsgleichheit. Tschudin berichtet hierüber:

«1817 hat laut Ratserkenntnis die Regierung zur Milderung der Not Fr. 300 000 aufgenommen, welche Summe in vier Jahren durch neue Abgaben sollte getilgt werden. Solche Abgaben wurden errichtet im Metzgerungeld, der Stempelsteuer, in Jagdpatenten, Steuern auf Kutschen- und Chaisenfahren, auf Reitwägelein und Sattelreiten außer dem Militärdienst. Nach Verfluß der im Gesetz enthaltenen vier Termine von Fr. 75 000 wurden die Abgaben neuerdings bestätigt. Auf diese Verordnung wurde das Landvolk unwillig, und es wurde eine Petition an den Großen Rat entworfen. Im Rat wurde auf Verminderung der Abgaben angetragen, weil die Fr. 300 000 samt Zins abbezahlt seien und das Volk einer Erleichterung bedürfe. Worauf Herr Ratsherr Oswald (Appellationsrat, 1830 Mit-

glied des Kleinen Rats. d. H.) das Wort ergriff und erklärte, man solle vorgemeldte Abgaben auch fernerhin beibehalten. Das Volk habe sie bis dahin bestritten und könne sie auch fernerhin bestreiten. Dem Landmann gehöre nicht mehr als ein Zwilchrock und ein Paar Holzschuhe, wie es im Elsaß und in Baden auch der Brauch sei. Das regte die Ratsherren vom Land auf, sie blieben aber in der Abstimmung in der Minderheit . . . »

Ob diese Worte wirklich so gesprochen wurden, läßt sich nicht nachweisen, auf jeden Fall wurden sie herumgeboten und trugen zur Verstärkung der bestehenden Abneigung bei. Ueber den Ausbruch der Volksempörung weiß Tschudin folgendes zu erzählen:

«1830 ist die Militärkapitulation zwischen Frankreich und der Schweiz aufgehoben worden, das im Dienste stehende Heer wurde über die Grenze gewiesen und vermehrte die Unzufriedenen. Auch das Festhalten an den Abgaben durch die Basler Regierung erregte viel Unwillen in den Gemütern. So wurde auf 4. Januar 1831 eine Landsgemeinde nach Liestal angeordnet, deren Sammelplatz vor dem oberen Tor war, allwo jetzt die Kaserne steht. Hiezusandte auch Basel Abgeordnete in den Personen von Rats herr Georg Stehlin, Rats herr Minder, Rats herr Singeisen zum ‚Wilden Mann‘ in Basel und dem beliebten Obrist Werthemann.

Die Versammlung wurde eröffnet mit dem Bemerken, daß auf wiederholtes Ansuchen von seiten der Landschaft Schritte getan worden seien zur gütlichen Vereinbarung mit der Stadt. Diese habe durch das Kantonsblatt geantwortet, die Abgaben seien auch fernerhin beschlossen, und in bezug auf die Volksrechte bleibe es wie bisher. Man frage das Volk an, was geschehen solle, da Basel nicht geneigt sei, nachzugeben. Das Volk aber antwortete mit Donnerstimme: Man wähle eine provisorische Regierung und biete Truppen auf zu deren Verfügung und Bewachung.

Namens der Deputierten von Basel ergriff Hr. Rats herr Minder das Wort und erklärte, man solle die Sache nicht

so weit kommen lassen. Sie wollten das möglichste anwenden, um diesen Zankapfel zu beseitigen. Das Volk aber ließ ihn nicht weiter reden. Ein allgemeines Getümmel und Schreien erhob sich: ‚Abe mit em!‘ Man fand deshalb für gut, die Abordnung Basels zu bewachen und ins Städtlein zu geleiten. Weil aber kein anderes Militär vorhanden, so wurden die sechs anwesenden Trompeter von Muttenz zu Pferd zu solchem beordert. Sie brachten die Basler wohlbehalten bis in den Gasthof zum ‚Schlüssel‘. Wenige Tage darauf wurden die tüchtigsten Männer zur provisorischen Regierung gewählt . . .»

Als die flüchtige provisorische Regierung im August 1831 wieder zurückkehrte und als sog. Verwaltungskommission die Leitung des aufständischen Kantonsgebietes wieder übernahm, antworteten die Basler am 21. August 1831 mit einer etwas verfehlten Strafexpedition nach Liestal. Um der weiteren Ausdehnung des Bürgerkrieges Einhalt zu tun, beschloß die Tagsatzung, vier Repräsentanten in den Kanton zu schicken, die von den Insurgenten «die Niederlegung der Waffen in eidgenössischem Namen» verlangen sollte. Allein beide Parteien kümmerten sich nicht sehr um die Friedensbemühungen der Tagsatzung und rüsteten zum Kampfe. Der aus Reigoldswil stammende Oberstleutnant Frey plante einen Marsch aus diesem stadtreuen Tal gegen Liestal. Bevor die nunmehr aufgebotenen eidgenössischen Truppen das Baselbiet erreichten, beschloß der kampflustige Liestaler Engelwirt Buser, seinen Gegnern durch einen Zug ins Reigoldswilertal zuvorzukommen. Diesen durch das Dazwischentreten der Repräsentanten noch knapp vereitelten Waffengang hat Tschudin auch mitgemacht.

« . . . So rückte denn (am 16. September 1831) die Landschäftler Sturmmannschaft aus unter dem Kommando des Ratsherrn Buser, welcher damals General betitelt wurde und bis an sein Lebensende diesen Namen behalten hat. Wir kamen bis gegen Bubendorf, allwo wir von einer Kutschen mit den eidgenössischen Delegierten

eingeholt wurden, die uns zur Rückkehr bewegen wollten. Da erklärte unser General Buser: ‚Meine Herren, hättet Ihr Eure Mahnung zuerst an die Spitzbuben Basler ergehen lassen, würde dieser Sturm nicht vorgekommen sein. Freiheit oder Tod! In Gottes Namen — vorwärts marsch!‘ (J. Jak. Buser von Sissach, 1768—1844, Wirt zum «Engel» in Liestal, Mitglied der provisorischen Regierung. Vgl. die Darstellung des Reigoldswiler Zuges in seiner Selbstbiographie, «Denkwürdigkeiten aus General Busers Lebenslauf», Liestal 1839.) Auf dies Kommando bewegte sich der Sturm vorwärts, von niemand angefochten, durch Bubendorf nach Ziefen, von da nach Reigoldswil, wo uns ein Kavallerist mit einer weißen Fahne als Friedenszeichen begegnete. Wir rückten, von ihm begleitet, in das Dorf ein bis zur ‚Sonne‘, wo wir beinahe die eidgenössischen Delegierten mit den Basler Offizieren an der Mittagstafel getroffen hätten. Wir waren vom Durst geplagt, die Wirtshäuser überfüllt, und ‚Brönz‘ beehrten wir keinen. Da wurden unser drei einig, dem Herrn Pfarrer (Stückelberger) einen Besuch abzustatten und auf anständige Art das Begehren um eine Flasche Wein vorzubringen. Wir kamen vor das Pfarrhaus und zogen die Glocke. — Kein Öffnen. — Wir läuteten nochmals, und zwar mit Nachdruck. Siehe, da öffnete sich das Fenster. — ‚Was wollt Ihr?‘ — ‚Den Herrn Pfarrer sprechen.‘ — ‚Der Herr Pfarrer ist nicht zu Hause.‘ — Wir erwiderten: ‚Ist er mit den Basler Spitzbuben entwichen?‘ — Da öffnete sich die Haustüre, und der Herr Pfarrer trat heraus. ‚Was ist Euer Begehren?‘ — ‚Nur eine Flasche Wein, da man in keinem Wirtshaus eine solche gegen Bezahlung erhalten kann. Und wir haben großes Verlangen darnach.‘ — ‚Wenn’s sonst nichts weiteres ist, so sollt Ihr eine erhalten.‘ — Wie erstaunten wir, als wir gerade hinter der Türe unseren Anführer Kölner erblickten (vgl. Basler Jahrbuch 1907: P. R. Kölner, R. Kölner, der Saure). — ‚Kommt nur herein, Kameraden, wir wollen nicht nur eine, sondern zwei miteinander abtun. Ich hatte im Sinne, meinem Universitätskollegen einen

Besuch abzustatten, und jetzt gesellen sich noch meine Kriegskameraden dazu!'»

Beim entscheidenden Kampf vom 3. August 1833 hat der freiheitsbegeisterte Muttenzer ebenfalls mitgefochten. Er schildert uns vorerst das Vorgefecht der anfänglich an Zahl weit unterlegenen Landschäftler gegen die Stadtruppen:

«Als aber die baslerische Kriegsmacht an den Fuß des Wartenberges heranrückte, bezogen wir Schützen hier eine günstige Stellung und empfingen den Feind mit wohlgezielten Flintenschüssen. Durch diesen Feuerüberfall sanken mehrere verwundet oder zu Tode getroffen nieder. Hierauf gab's ein Geknatter bei der Basler Garnison, diese rückte mit Plänklern auf uns zu, konnte uns aber kein Haar krümmen. Wir aber, in günstigeren Stellungen hinter Bäumen und Büschen, fügten ihnen immer Schaden zu. Wohl sahen wir ein, daß wir dem Feind auf dem flachen Feld nicht gewachsen wären, auf diese Art konnten wir ihn jedoch stark beunruhigen.»

Noch deutlicher zeigt sich die Ueberlegenheit dieser Kampfweise in lockeren Schützenschleiern beim Endgefecht oberhalb Pratteln:

«Als in Pratteln etliche Häuser in Brand standen, ließ man in allen Nachbargemeinden Sturm läuten; immer mehr bewaffnete Landleute rückten heran. Die Basler sammelten sich außerhalb des Dorfes. Wie ihr Geschütz auf der Straße in vollem Galopp dahergefahren kam, wurde es aus dem ‚Kästeliwald‘ (beim Lachmatthof) durch unsere Landschäftler Schützen beschossen samt dem Fuhrmann. Wir wagten aber nicht, in geschlossenen Kolonnen anzugreifen, sondern zogen vor, aus dem Versteck zu schießen, allwo man den Mann sicher aufs Korn nehmen konnte. Die Basler glaubten indes gewonnenes Spiel zu haben und rückten vor bis zu den Wannenreben; hier wurden sie von der in der Birchschanz aufgestellten Landschäftler Batterie mit wohlgezielten Schüssen empfangen, was Verwirrung in die Basler Infanterie brachte. Als wir Schützen auf dem

sogenannten ‚Blötzen‘ (bei Punkt 353 der Siegfriedkarte,  $\frac{1}{2}$  km östlich von Pratteln. Vgl. Ernst Zeugin, Die Flurnamen von Pratteln, Seite 30) solches bemerkten, sagten wir zueinander: ‚Die Basler sind uns gerade recht in Schußweite.‘ Wir schossen in dieselben, und da unsere Feinde in dichten Massen beieinander stunden, konnten wir ihnen großen Schaden zufügen. Die Standeskompanie brach, von unseren Landleuten eingesehen, aus dem Hülftengraben hervor, wurde jedoch bei guter Sicht zusammengeschossen; wer nicht fiel, ergriff die Flucht. Die stolzen Feinde konnten in ihren geschlossenen Kolonnen keinen Hauptangriff unternehmen, weil sie keinen Feind wahrnehmen konnten und doch von drei Seiten her beschossen wurden.

Immer mehr Leute fielen, sie hatten jedoch keinen Wagen zum Wegführen derselben. Da ließen sie Sammlung zur Retraite blasen, und in wilder Hast den Rückweg einschlagend, ließen sie die Gefallenen und Verwundeten auf der Walstatt liegen . . .»

Recht vorsichtig und abschwächend drückt sich Tschudin über die Tötung der Verwundeten aus, wenn er schreibt, daß «die Schwerverwundeten von den barmherzigen (!) Landschäftlern den Todesstoß erwarten mußten . . .»

Die durch die Tagsatzung verfügte Kantonstrennung ist in seinen Augen eine gerechte Strafe für das «stolze und herrschsüchtige Basel» . . . «Sie ist wohl eine reiche, sehr reiche Handelsstadt; ihr wurde aber durch die Trennung auf dem Globus nur ein kleiner Teil Erde zugeteilt. Und leicht kann sie ihre Zwangsherrschaft darauf ausüben . . .»

#### *Selbständiges Baselbiet.*

An den Freischarenzügen hat er offenbar nicht teilgenommen; mit Spannung verfolgt er jedoch die Aargauer Klosterfrage, die Berufung der Jesuiten nach Luzern, bedauert den argen Mißerfolg des zweiten Freischarenzuges, und daß die gefangenen Freischärler in der Jesuitenkirche

zu Luzern Hunger, Durst und Entbehrungen auszustehen hatten. Dagegen freut ihn der Sieg der eidgenössischen Truppen im Sonderbundskrieg und begeistert er sich an dem klugen, auf strenge Mannszucht haltenden General Dufour. Die Verwirklichung des eidgenössischen Gedankens im neuen schweizerischen Bundesstaat versöhnt ihn endgültig mit seinen ehemaligen politischen Gegnern.

In Muttenz wurde das Zusammenleben der Bevölkerung noch jahrelang überschattet durch die Zwietracht zwischen den Stadtgegnern und den Stadtgetreuen. Der Streit steigerte sich zur Unerträglichkeit, als nach der Säuberung der Landschaft von den städtisch gesinnten Pfarrern auch Muttenz einen radikal gesinnten Geistlichen in der Person des Heinrich Fehr von Berneck erhielt. Jedoch schon im Mai 1833 mußte dieser wegen eines Sittlichkeitsvergehens von der Regierung abberufen werden; er entzog sich durch die Flucht der Verantwortung vor dem Richter. Die Erregung war so groß, daß die Gemeinde zeitweise eine militärische Besetzung erleben mußte.

Um so mehr würdigt Tschudin die Verdienste des wackeren Joh. Schmid-Linder von Tschiertchen (Kanton Graubünden), der von 1842—1875 die Gemeinde als Seelsorger betreute. Er zollt ihm besonderes Lob, weil ihm die endgültige Aussöhnung der Einwohnerschaft zu verdanken sei, und stellt ihm das Zeugnis aus: «Bis in sein hohes Alter hat er seinem Beruf getreulich vorgestanden.»

Damit klingen die Erinnerungsblätter friedlich aus; der lange Hader ist endlich gestillt, und der ruhige bäuerliche Alltag tritt wieder ganz in sein Recht.